
Kirchenpolitik oder Seitenwechsel?

Alois Schlachter / Traunstein

Vor etwa vier Monaten bin ich aus Salzburg nach Madrid umgezogen. In Salzburg war ich Pfarrer einer gutbürgerlichen Gemeinde in einem Stadtteil, in dem eher Menschen der Mittel- und Oberschicht leben. Dies zeigt sich nicht zuletzt an den Villen dort. Die Pfarrkirche ist eines der bedeutendsten Werke der sakralen Architektur Österreichs im 20. Jahrhundert und wird deswegen auch von Kunst- und Architektur-Interessierten besucht. Meine Aufgaben waren die klassischen eines Pfarrers: Leitung der Pfarrei mit haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Verkündigung und Sakramentenpastoral, Kasualien, Bau- und Verwaltungsfragen sowie Sitzungen verschiedener Art. Jetzt lebe ich in einem Arbeiterviertel der Stadt Madrid, der Kirchenbau ist sehr einfach, teils baufällig, und es wird ernsthaft an einen Neubau gedacht. Ich bin hierher gezogen, um mit Migranten zu arbeiten. Im Folgenden beschreibe ich die Auswirkungen dieses Orts- und Tätigkeitswechsels, wie ich sie zum jetzigen Zeitpunkt für mich wahrnehme.

Vorgeschichte

Im Jahr 2004 hatten sich Delegierte der europäischen Provinzen meiner Gemeinschaft, der Missionare vom Kostbaren Blut,¹ getroffen, um nach den Zeichen und Nöten der Zeit zu fragen. Ein Ergebnis dieser Zusammenkunft war der Wunsch, ein neues Projekt zu starten: eine intereuropäische Gemeinschaft im Dienst an Migranten. Der 2007 neu gewählte Ordensgeneral hatte die Mitbrüder in Europa an diesen Beschluss erinnert und seine Umsetzung angemahnt. Auch motiviert durch die regelmäßig wiederkehrenden Bilder von Menschen, die in Booten an Europas Küsten stranden, habe ich mich für das Projekt gemeldet, das ich als Delegierter 2004 befürwortet hatte. Zwei spanische Mitbrüder hatten in ihrer Pfarrei in Madrid bereits mit Migranten gearbeitet; unsere Iberische Provinz schlug deswegen vor, das Projekt dort zu starten. So sind Ende

¹ Gegründet 1815 vom römischen Priester Gaspare del Bufalo (Heiligsprechung 1954) als Gemeinschaft des Apostolischen Lebens: „Ihr Zusammenleben in Missionshäusern wurde eine Quelle ständiger Erneuerung für Klerus und Volk, vor allem durch Volksmissionen und Exerzitien“ (Art. 1 der Grundverfassung). Weitere Informationen unter www.mission-preciousblood.org.

2009 ein italienischer Mitbruder und ich hierher gezogen, um die Umsetzung gemeinsam mit den spanischen Mitbrüdern zu entwickeln.

Meine Entscheidung löste in meiner bisherigen Salzburger Pfarrei unterschiedliche Reaktionen aus. Da gab es Zustimmung: „Das ist ein wichtiges Aufgabenfeld für die Kirche heute“, Anfragen: „Müssen Sie das wirklich tun? – Wir brauchen Sie doch als Priester dringend hier“, Unverständnis und auch – eher versteckt – Ablehnung. Unvergessen bleibt mir die Stellungnahme eines Mitbruders, dem ich meine Motivation ungefähr so zu erklären versuchte: „Wir können doch nicht wie viele andere zuschauen, wie mit den Flüchtlingen aus Afrika umgegangen wird, wenn sie etwa wieder aufs offene Meer zurück geschickt werden.“ Der Mitbruder kommentierte: „Schau dir an, wie in Europa mit den Ungeborenen umgegangen wird, dann musst du dich nicht wundern.“

Der Dienst an Migranten

Meine wesentliche Aufgabe besteht zurzeit darin, Schubhäftlinge in einem *Centro de internamiento de extranjeros* (CIE), Internierungszentrum für Ausländer, zu besuchen. Die dort fest gehaltenen Menschen haben oft kein anderes „Verbrechen“ begangen, als ohne gültige Papiere aufgegriffen worden zu sein. Die CIEs (es gibt deren einige in Spanien, natürlich auch in anderen europäischen Staaten und – ausgelagert – in Nordafrika) werden immer wieder in der Presse thematisiert: Verschiedentlich werden Vorwürfe gegen sie laut, u.a. der der Folter. Auch bei meinen regelmäßigen Besuchen hat die Art und Weise, wie dort mit Menschen umgegangen wird, keinen guten Eindruck auf mich gemacht. Diese Einrichtung wirkt für mich wie ein Symbol der europäischen Hilflosigkeit im Umgang mit der Migrationsproblematik.

Einmal äußerte sich einer meiner jungen spanischen Mitbrüder aufgebracht über den Kardinal von Madrid: „Der Kardinal droht Politikern, die für Gesetze stimmen, welche die Abtreibung erleichtern, mit der Exkommunikation. Und dann trifft er sich mit einem Wirtschaftsboss, um von ihm finanzielle Unterstützung für den Weltjugendtag zu bekommen. Dabei ist dieser Wirtschaftsboss einer, der Leute entlässt, obwohl das Unternehmen Gewinn macht. Damit verschlimmert er die Arbeitslosigkeit im Land. Wäre das nicht auch ein Exkommunikationsgrund?“ Auch was der Madrider Kardinal zum Thema »Migration« sagt, bleibt den Mitbrüdern viel zu vage und unverbindlich. Hier hatten sie sich von ihm schon bei anderen Gelegenheiten zu wenig unterstützt, ja sogar missverstanden gefühlt.

Wahrnehmungsfragen

Sehr deutlich wird mir hier, was eine Binsenweisheit zu sein scheint: Manche Gruppen haben bestimmte Lieblingsthemen bzw. Interessen, auf die sie sich gleichsam „einschießen“, was dann manchmal sogar zum Gefecht untereinander ausartet. Diese Beobachtung lässt sich auch kirchenintern machen. Bestünde nicht die Chance zu Gruppen bzw. Interessen übergreifenden Koalitionen?

Warum muss ich darunter leiden, dass der Mitbruder als Reaktion auf meine zukünftige Arbeit mit Migranten nur „die Ungeborenen“ – sein Lieblingsthema – ins Spiel zu bringen weiß? Wieso sind die spanischen Mitbrüder unzufrieden mit der Politik ihres Kardinals? Könnte es nicht so sein, dass wir entdecken, dass auch „die anderen“ sich jeweils für das Leben einsetzen? Vielleicht ließe sich auf diese Weise sogar direkt um Unterstützung werben, etwa so: „Ich weiß, der Schutz des Lebens ist Dir/Ihnen ein Anliegen. Dürfte ich Dich/Sie deshalb um eine Stellungnahme im Hinblick auf ... bitten?“

Damit solche eine Bitte nicht nur ein geschickter Schachzug ist, setzt sie die im so genannten *Praesupponendum* des Exerzitienbuches (n. 22)² beschriebene Haltung voraus. Peter Knauer schreibt in seinem Kommentar dazu: „In einem dialogischen Selbstverständnis ist man zur Offenheit des Hörens auf den anderen Menschen bereit, während man sich in einem monologischen Selbstverständnis im Grunde nur sagen ließe, was man ohnehin bereits von sich aus wissen kann.“³

Perspektivenerweiterung

Ich zweifle, ob ich zur eben beschriebenen Einsicht gekommen wäre ohne den Wechsel aus der gutbürgerlichen Pfarrei Salzburgs in ein Madrider Arbeiter-viertel mit einem neuen Arbeitsschwerpunkt. Was mich auch zu der Frage führt, ob es Strukturen gibt, die zu solchen die Perspektiven erweiternden Erfahrungen verhelfen. Denn oft sind wir wohl tatsächlich Gefangene unserer Geschichte und unserer Gruppe. Dies fiel mir bei folgender Gelegenheit auf: Ein peruanischer Schubhäftling hatte mich gebeten, einen Priester zu besuchen, weil dieser ihn und seine Geschichte kenne. Also machte ich mich eines Tages auf die Suche nach ihm. Eduardo, der Peruaner, kannte nicht den Namen der Pfarrei, nur den Weg dorthin. Ich traf José, den Priester, in seinem nüchtern und geschmackvoll eingerichteten Büro, an der Wand großformatige Fotos von Papst und Kardi-

² Vgl. Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*. Nach dem spanischen Autograph übers. von P. Knauer. Würzburg 1998, 37.

³ *Ebd.*

nal. Mit dem peruanischen Schubhäftling Eduardo konnte José allerdings kein Gesicht verbinden. Aber er erzählte mir mit großer Freude von dem neuen Werk in der Kirche, dem er angehöre. Und was mir noch länger nachging: Er wusste nicht, was ein CIE ist. Wobei ich diese Erfahrung ja von mir selbst kenne: Was nicht sofort ins Auge oder Herz sticht, wird überblättert oder überlesen. José war, wie ich aus anderen Gesprächen weiß, nicht der einzige in Madrid, der nichts vom örtlichen CIE wusste. Für mich, der ich fast jeden Tag jemanden dort besuche, stellt sich die Sache anders dar.

Ein wenig hatte ich bei diesem Besuch den Eindruck, in meine frühere Welt zurückgekehrt zu sein: kirchlich einwandfrei, aber nicht unbedingt mit brennenden sozialen Fragen und Nöten vertraut. Auch ich hatte in Salzburg am Rande mitbekommen, dass es Menschen im kirchlichen Dienst gibt, die Schubhäftlinge besuchen, aber bei dieser Wahrnehmung am Rande ist es dann auch geblieben.

Der Perspektivenwechsel ist nicht selbstverständlich und kostet. Nach wie vor leide ich unter der Liturgie, die Pfarrer und Kaplan hier feiern. Da gerät manches durcheinander, in der Sonntagsmesse fehlen mir Gloria und Credo, liturgische Farben spielen keine Rolle, und noch manches andere habe ich auszusetzen. Auf der anderen Seite bin ich sehr dankbar für den hingebungsvollen Einsatz der Mitbrüder, ihren wachen Sinn für soziale Fragen und Ungerechtigkeit – da spüre ich im Zusammenleben Nachholbedarf bei mir.

Und ich will mich auch in Frage stellen lassen. Etwa durch die Einrichtung unserer kleinen Hauskapelle, ein Zimmer in unserer Wohnung in einem dreistöckigen Haus. Die Aufbewahrung der Eucharistie ist nach streng liturgischen Gesichtspunkten nicht korrekt – kein Tabernakel –, aber dann ist da an der Stirnwand der Kapelle ein Transparent, das wohl einmal bei einer Demonstration mitgetragen wurde: „Hunger nein, Nullarmut jetzt!“ Ich erlebe es als herausfordernd, im Blick nicht nur auf ein frommes Bild – das gibt es auch, sondern auf dieses Transparent meine Gebete zu sprechen.

Konkretes Engagement

Apropos Transparent: Voriges Jahr im Dezember bin ich zum ersten Mal bei einer Demonstration mitmarschiert. Die großen Gewerkschaften hatten dazu aufgerufen, eine Kundgebung gegen die Arbeitslosigkeit. 200.000 Menschen, ohrenbetäubender Lärm von Knallkörpern und Musikgruppen. Und unter den Transparenten („Gebt das Geld den Arbeitslosen, nicht den Banken!“) auch solche wie „Jeder Kalif und jeder Papst soll seine Reise selbst bezahlen!“ – gemeint war sein anlässlich des Weltjugendtages 2011 angekündigter Besuch, von seiner Reise 2010 war noch keine Rede – oder „Kein Geld für Politiker und Priester!“

– wiederum fühlte sich der frühere Stadtpfarrer einer bürgerlichen Gemeinde in Frage gestellt.

Innerlich zusammengezuckt bin ich auch, als am Aschermittwoch unser Seminarist nachmittags wie gewöhnlich seine Kaffeepause mit Plätzchen einlegte, bin ich doch von Kindesbeinen an den Aschermittwoch als „strengen Fast- und Abstinenztag“ gewöhnt. Gleichzeitig aber erlebe ich gerade diesen Seminaristen als überaus sensibel für gesellschaftliche und soziale Fragen. Wobei sich dies – und das beeindruckt mich vor allem und macht den jungen Mann glaubwürdig – in konkretem Engagement niederschlägt: Ob er sich an der Organisation eines nationalen Sozialgipfels beteiligt oder Kindern in der Pfarrei Nachhilfeunterricht gibt.

Wiederum: Wenn ich gewohnte Maßstäbe, Beurteilungsmuster anlege, könnte ihnen der eine oder andere hier wohl nicht genügen. Der Ortswechsel hat mir jedoch über ein auch schon vorher vorhandenes Bemühen hinaus geholfen bei dem Versuch zu verstehen. Mich begleitet dabei die Frage einer geistlichen Begleiterin: „Was ist das, für das sich der andere so stark einsetzt? Kannst Du den Wert entdecken, der ihm ein Anliegen ist, für den er kämpft?“

Der Auf- und Ausbruch aus dem Gewohnten kostet sehr wohl. Es ist nicht leicht, den sicheren Boden unter den Füßen zu verlassen, den ich auf gewohntem Terrain unter mir spüre. Ich kann mich nicht mehr über die verschiedenen Arbeitsfelder eines Pfarrers definieren, wie das noch vor wenigen Monaten möglich war. Der mühsame Erwerb einer neuen Sprache bringt es zudem mit sich, dass die Menschen nicht interessiert einer Predigt folgen oder sich mit mir darüber unterhalten möchten.

In der vergangenen Weihnachtszeit habe ich sehr gern ein Ritual mit vollzogen: Beim Einzug zur Eucharistiefeier blieben die Mitbrüder einige Augenblicke vor der Krippe am Altar knien. Meine Bitte an das Jesuskind bestand dann jeweils darin, es nachahmen zu können: Inkarnation in dieser Welt, in dieser für mich nach meinem Umzug neuen Umgebung, leben zu können.

Öfter denke ich an die Ansprache, die Papst Johannes Paul II. an die Teilnehmer der 17. Generalversammlung der Missionare vom Kostbaren Blut gehalten hat. Unter anderem sagte er damals: „Als der hl. Kaspar eure Kongregation 1815 gründete, bat ihn mein Vorgänger Pius VII. dorthin zu gehen, wohin sonst niemand gehen wollte, und eine Sendung zu übernehmen, die keinen Erfolg versprach. (...) Zweihundert Jahre später ruft ein anderer Papst die Söhne des hl. Kaspar auf, ebenso mutig zu sein in ihren Beschlüssen und in ihrem Tun: dorthin zu gehen, wohin die andern nicht gehen können oder wollen, und Aufgaben zu übernehmen, die wenig Hoffnung auf Erfolg versprechen. Ich bitte euch, euren Einsatz für den Aufbau einer Zivilisation des Lebens fortzusetzen.“⁴

⁴ Ansprache in Castel Gandolfo, 14. September 2001.